



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Giebt es einen sittlichen Fortschritt, und worin besteht er? 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Giebt es einen sittlichen Fortschritt, und worin besteht er?

1



aß die Menschheit im Wissen und im technischen Können die erstaunlichsten Fortschritte macht, wird von niemand bestritten. Dagegen gehen die Meinungen weit aus einander, wenn nach der Sittlichkeit und der Glückseligkeit gefragt wird. Wir beschränken uns hier auf die erstere und gedenken einen Ausweg aus dem Labyrinth zu zeigen, der nicht neu, aber bisher wenig beachtet worden ist.

Die entgegengesetzten Theorien der Philosophen und Geschichtschreiber erfreuen sich ungefähr der gleichen Zahl von Anhängern, weil die Stimmungen, denen sie zusagen, ziemlich gleichmäßig verteilt sind. Die Alten — und der Melancholiker wird alt geboren — sind Pessimisten, die Jungen — und der Sanguiniker bleibt zeitlebens jung — sind Optimisten. Von den Schulen, die an den Fortschritt der Sittlichkeit glauben, wollen wir nur drei ins Auge fassen.

Hegel beschreibt sehr schön, wie sich die mit der Sittlichkeit aufs innigste verbundene Religion von der Naturanbetung durch die Geistesanbetung zum Glauben an die Menschwerdung Gottes erhebt, wie dann das Christentum im Katholizismus lange Zeit auf der Stufe der unfreien Sittlichkeit verharrt, um sich im Protestantismus zur Freiheit durchzuringen, und wie endlich im Geiste der Regierungen und der Völker die Weltweisheit erwacht und an die Stelle des der Menschheit gegenüberstehenden Heiligen (sagen wir deutlicher an die Stelle Gottes) der Staat tritt, der „die selbstbewußte sittliche Substanz“ ist. (Diese Definition des Staates findet sich in der Ausgabe von 1832, Band 7, S. 403.) Hegel hat es unterlassen, die Triebkraft seines dialektischen Prozesses auch noch im letzten Stadium weiterwirken zu lassen und zu fragen, ob nicht auch dieser Begriff der selbstbewußten sittlichen Substanz, gleich allen andern Begriffen, sein Gegenteil in sich schließe und von diesem aufgehoben werde. In der That ist dies der Fall, und es liegt nicht die mindeste Übertreibung in dem Satze, daß der vollkommen sittliche Staat ein Staat ohne alle Sitt-

lichkeit sein würde. Denn wenn sich der Staat nicht auf den Bereich des Rechts beschränkt, wenn er kein Gebiet freier Sittlichkeit mehr übrig läßt, wenn er jede unsittliche Handlung entweder gewaltsam verhindert oder bestraft und durch seine vortrefflichen Einrichtungen alle freiwilligen Thaten der Nächstenliebe theils überflüssig, theils unmöglich, theils sogar straffällig macht, dann ist die Sittlichkeit gar nicht mehr vorhanden, denn es giebt keine Sittlichkeit ohne Freiheit. Die Enthaltbarkeit ist dort keine Tugend mehr, wo das Gegenteil physisch unmöglich wird. Die Barmherzigkeit stirbt ab, wo sie keine Gelegenheit mehr hat, sich zu äußern, weil der Staat jeden Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe zwangsweise mit allem versorgt, was er braucht und was ihm von Rechts wegen zukommt; kein Vater denkt mehr daran, sich für seine Kinder zu Tode zu arbeiten, da sie ja vom Staate versichert und versorgt werden, und der jugendliche Arbeiter kann nicht mehr daran denken, für seine verwitwete Mutter und seine jüngern Geschwister zu sorgen, wenn ihm der Staat für diesen Zweck von vornherein jeden Pfennig abnimmt, den er nicht zur Fristung seines Lebens unbedingt nötig hat. In der Fall wäre sehr leicht denkbar, daß in einem solchen Reiche erzwungener Sittlichkeit ein Mensch von edler Gemüthsart eine seiner Neigung widerstrebende Thorheit oder Schlechtigkeit beginge, nur um das Bewußtsein seiner Freiheit nicht ganz zu verlieren, die er durch sittliches Verhalten nicht mehr zu bewahren vermag. Übrigens paßt auch der positive Inhalt, den Hegel der Sittlichkeit giebt, nur für gewisse Zeiten und Gesellschaftszustände. In der Ehe und in der Korporation, sagt er, habe sich die Sittlichkeit zu bethätigen; daher erklärt er die Eingehung der Ehe für Pflicht, und was die Korporation anlangt, so sieht er ohne eine solche nicht nur die Erfüllung der Berufspflichten gefährdet, sondern auch den Bürgern des Großstaates die Möglichkeit genommen, ihre Bürgerpflicht zu erfüllen, für das Gemeinwohl zu wirken, was doch durch unmittelbare Beteiligung an der Staatsverwaltung nicht geschehen könne. Heute haben wir keine Korporationen mehr, die diesen Namen verdienten, und der Pflicht der Eheschließung tritt die andre gegenüber, auf die Ehe zu verzichten, wenn man nicht in der Lage ist, eine Familie standesgemäß zu ernähren. Mag nun auch in dem unbestrittenen innigen Zusammenhange der Korporation und der Familie mit der Sittlichkeit ein starker Antrieb liegen, die angedeuteten Mängel unsers Gesellschaftszustandes zu überwinden, so kann doch nicht zugegeben werden, daß unsre Gesellschaft im großen und ganzen unsittlich sei, so lange sie fort dauern. Demnach hat Hegel den Inhalt der Sittlichkeit unvollständig und einseitig angegeben, und ihr Fortschritt in seinem Sinne könnte höchstens mit dem Vorbehalt anerkannt werden, daß er sein Ziel niemals erreichen dürfe, weil, sobald dies geschieht, die Sittlichkeit aufgehoben wird.

Die Darwinianer sind nur dann berechtigt, von sittlichem Fortschritt zu sprechen, wenn sie unter Fortschreiten verstehen: ein Bein vors andre setzen.

Der Darwinismus läßt nur ziellose Bewegung übrig, eine Reihe von Veränderungen, die den Namen Fortschritt nicht verdient. Denn Fortschritt ist die Fortbewegung doch nur dann, wenn sie auf ein Ziel lossteuert, das in unserm Falle ein sittliches Ideal sein müßte; und ein solches Ziel setzt einen voraus, der es gesetzt hat, einen persönlichen Gott. Beides leugnet der Darwinismus; namentlich den Zweckbegriff beseitigt zu haben, rechnet er sich zum höchsten Ruhme an. Er leugnet, daß die Wesen, die vernunftlosen von außen durch Einrichtungen Gottes, die vernunftbegabten von innen durch die Liebe zum erkannten Ideal, zu einem Ziele hingezogen würden, das vor ihnen schwebt; seiner Ansicht nach werden, wie es Lyge treffend ausdrückt, die Wesen nur von hinten ins Leere hinaus vorwärts gestoßen. Holt man aus den darwinischen Moralpredigten den Kern heraus, so behält man nichts in der Hand als folgenden Zirkel: Was ist das Sittliche? Antwort: Das dem Genus homo Zutragliche. Was erhält und veredelt die Menschengattung? Antwort: Das Sittliche. Dabei wird naiverweise der Inhalt des Sittlichen ganz einfach aus dem Volksglauben und den herrschenden sittlichen Anschauungen herübergenommen. Und dabei verwickeln sich die Darwinianer bei der Anwendung ihrer Dogmen auf das Werden und den Fortschritt dieser wesentlich christlichen Sittlichkeit in unzählige Widersprüche. Denn es ist klar, daß die Sittlichkeit, wie sie gewöhnlich verstanden wird, der Erhaltung und Veredelung der Rasse mindestens ebenso oft schadet, als sie ihr dient. Wie hartherzige Menschen für ihre Person meist weiter kommen als barmherzige, so gelangt ein Volk, das andre rücksichtslos unterdrückt oder ausbeutet, zu größerer Macht und größerem Reichtum als ein sanftmütiges, geduldiges und gewissenhaftes, und macht dadurch seine Volksgenossen nicht allein körperlich stärker, sondern nach einigen Seiten hin sogar sittlich besser, indem es sie vor denjenigen Schwächen, Lastern und Verbrechen bewahrt, die von allgemeinem leiblichem Elend unzertrennlich scheinen. Und daß der Rasse durch Tötung der schwachen Kinder besser gedient wird als durch deren Aufpäppelung, ist doch klar. Trotzdem hat noch kein Darwinianer die lakedämonische Sitte zu empfehlen gewagt. Ein Mensch, in dem zarte Gewissenhaftigkeit den hervorstechendsten Charakterzug bildet, wird seine Gesundheit und sein Vermögen, falls er welches geerbt hat, nicht durch Ausschweifungen zu Grunde richten und ist ziemlich — nicht ganz — sicher vorm Zuchthause; aber sehr weit bringen wird ers auch nicht, und möglicherweise „pflanzte er nicht einmal seine Rasse fort.“ Wahr ist an der darwinischen Auffassung nur dreierlei, was man aber schon vor Darwin wußte: daß einzelne Tugenden dem Individuum, der Rasse und der menschlichen Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade vorteilhaft sind, daß sich die sittlichen Anschauungen verändern, und daß auf die Änderung der Vorteil, den eine bestimmte Tugend der Gesamtheit bringt, oder der Nachteil, den sie davon befürchtet, keinen geringen Einfluß übt.

Eine dritte, nicht Schule, sondern Gruppe von Philosophen glaubt an einen allmählichen, wenn auch sehr langsamen und von Rückfällen unterbrochenen Fortschritt der Sittlichkeit und hält zugleich an der Hoffnung fest, daß dieser Fortschritt die Glückseligkeit des Menschengeschlechts zuletzt im großen und ganzen fördern werde. Diese Richtung gewinnt immer mehr Boden, ist in den Grenzboten als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt worden und wird sie wohl noch öfter beschäftigen, sodaß an dieser Stelle der bloße Hinweis genügt.

Merkwürdigerweise lehren auch die heutigen pessimistischen Philosophen den sittlichen Fortschritt. Ihr Pessimismus beschränkt sich auf die Glückseligkeit. Bekanntlich stellen sie sich den Weltprozeß folgendermaßen vor. Im Weltgrunde schlummerten vor Zeiten neben einander der Wille zum Dasein und die unbewußte Intelligenz. Eines schönen Tages entschlüpfte der Wille seiner unbewußten und daher wohl ein wenig blöden Hüterin und beging die ungeheure Dummheit, sich in Wirklichkeit umzusetzen. Der Intelligenz bleibt seitdem weiter nichts übrig, als das geschehene Unglück rückgängig zu machen. Das ist eine ziemlich langwierige Arbeit. Zuerst muß sie sich aus dem unbewußten Zustande in den bewußten versetzen und zu diesem Zweck den Billionen von Jahren erfordernden Organisationsfortschritt der Materie bis zum Menschengehirn einfädeln, sodann die menschliche Kulturentwicklung so weit leiten, daß das Menschengeschlecht sein unheilbares Elend gründlich erkennt und seine Selbstvernichtung beschließt, die das Weltall in den Zustand des Nichtseins zurückversetzt. Wir glauben nun zwar nicht, daß irgend ein Mensch in der Welt diese Art Weltende im Ernste für möglich halte, wollen aber doch nicht verfehlen, hervorzuheben, daß ohne die Überzeugung von diesem Weltende die pessimistische Philosophie jeder Daseinsberechtigung ermangelt. Ihre Urheber haben neben vielem Unwahren und Verkehrten zwar auch viel Wahres und Schönes gesagt, aber das hätten sie ganz ebenso gut sagen können, wenn sie anstatt vom Unbewußten vom biblischen Gott ausgegangen wären und die Welterschöpfung ungefähr so erzählt hätten, wie wir sie in der altmodischen biblischen Geschichte lesen. Das gilt denn auch von der pessimistischen Moral. Sie ist einfach dem Christentum oder, wenn man will, dem uralten Volksglauben entlehnt und steht mit der pessimistischen Metaphysik in gar keiner Verbindung. Diese fordert, um sie einen Augenblick ernst zu nehmen, nicht den Fortschritt der Sittlichkeit, sondern nur den Fortschritt der Erkenntnis. Ist die Einsicht in das allgemeine Elend erst bei allen Menschen durchgedrungen, dann wird sich der Entschluß zur Selbstvernichtung auch ohne Moralität einstellen, wie sich ja auch bisher die Selbstmörder nicht gerade durch Moralität ausgezeichnet haben. Der Entschluß, zu sterben, setzt zwar eine moralische Kraft voraus, die jedoch keineswegs vollkommene, alles umfassende Sittlichkeit zu sein braucht. Ja eine allgemeine hochgesteigerte Sittlichkeit dürfte sogar dem Entschlusse der Selbstvernichtung hinderlich sein, da es sich vollkommen gute

Menschen schwer versagen können, ein wenig glücklich zu sein; wie denn auch der größte der jetzt lebenden pessimistischen Philosophen, der ein außerordentlich liebenswürdiger und guter Herr ist, selbst schreibt: Wer glückliche Menschen sehen will, der komme zu uns Pessimisten.

Der Fortschritt der Sittlichkeit kann in doppelter Weise gedacht werden: als Erhöhung des sittlichen Ideals und als zunehmende Verwirklichung eines zu allen Zeiten unveränderlichen Ideals durch eine immer größere Zahl von Menschen. Die Darwinianer würden die erste Art des Fortschritts zu lehren genötigt sein, wenn bei ihnen überhaupt von einem Ideal die Rede sein könnte. Ihnen und den verwandten Richtungen gegenüber hat Buckle die Unveränderlichkeit der sittlichen Begriffe behauptet und nur den Fortschritt im andern Sinne zugegeben, und zwar nicht durch stetige Erhöhung der sittlichen Kraft, sondern nur durch wachsende Einsicht in die Vernünftigkeit des Sittlichen und durch Wegräumung materieller Hindernisse. Das orthodoxe Christentum stellt, auf die Bibel gestützt, den Verlauf der sittlichen Entwicklung etwa folgendermaßen dar. Vom Zustande der Gottähnlichkeit sinkt Adam in den Zustand der Sünde herab. Das Verderben seiner Nachkommenschaft steigt, bis sie durch die große Flut vertilgt wird. Von dieser aus scheidet sich der Strom der Menschheit in zwei ungleiche Arme. Der gewaltig große, die Heidentwelt, versinkt in immer größere Ruchlosigkeit, der winzig kleine, das Judentum, bewegt sich im allgemeinen in aufsteigender Linie, weniger durch sittliche Erhebung, als durch die dem wachsenden Schuldbewußtsein entsprechend wachsende Sehnsucht darnach. Durch die Menschwerdung Gottes wird das höchste sittliche Ideal mit einem Schlage verwirklicht und der Menschheit die Möglichkeit dargeboten, durch den Glauben, wie die einen, durch Liebe und Gnade, wie die andern sagen, diesen neuen Menschen anzuziehen. Insofern das eine immer größere Zahl von Menschen thut, kann von einem sittlichen Fortschritt der Menschheit gesprochen werden. Aber überwunden wird das Böse hienieden niemals; ja am Ende der Zeiten wird es sich zu gewaltiger Höhe aufbäumen und in der Person des Widerchrist, des Menschen der Sünde, dem Gott- und Menschensohne die Stirn bieten, bis ihn „der Herr Jesus mit dem Hauche seines Mundes zu nichte macht“ und nach Abhaltung des Weltgerichts die Welt in einem Läuterungsfeuer erneuert. In dieses Drama schaltet der Protestantismus noch die Episode des Verderbens der Kirche unterm Papsttum und ihre Erneuerung durch Luther ein.

Fassen wir nun, von der Theorie zur Erfahrung übergehend, einzelne Seiten des sittlichen Lebens ins Auge, so bemerken wir jenes Auf- und Absteigen, das dem alles überschauenden Rante das Geständnis abnötigte, er vermöge einen Fortschritt der Gesamtsittlichkeit (in der zweiten der oben angegebenen beiden Bedeutungen) nicht zu erkennen; die Summe des Guten wie des Bösen schein sich durch allen Wandel der Zeiten hindurch gleich zu bleiben.

Die Hebungen und Senkungen jeder einzelnen Tugend bieten ein wenn nicht gerade durchaus erfreuliches, so doch höchst merkwürdiges Schauspiel. Nehmen wir nur die zwei heraus, die der Beobachtung am leichtesten zugänglich sind. Bei der Mäßigkeit im Genuß gegorener Getränke spielt zunächst der Wohnsitz jedes Volkes eine größere Rolle als das Zeitalter, in dem es lebt; in kalten Gegenden liebt man den Weingeist mehr als in heißen. Doch giebt es Ausnahmen; der Neger brennt vor Begier nach allem, was berauscht, der Yankee ist nüchtern und ein Zuckerlecker. Von uns Deutschen lassen sich in diesem Stück viele Heldenthaten berichten, die zwar, wie es Heldenthaten zukommt, ihre Sängler gefunden haben, deren Rühmlichkeit aber nicht allgemein zugestanden wird. Das Christentum vermochte so wenig über den altgermanischen Durst, daß die Pfaffheit als Meisterin der Trinkkunst einen Ruf erwarb, den sie bis heute nicht ganz los zu werden vermochte, und der dem wackern Grünzner seine schöne Villa hat bauen helfen. Mehr vermochte die Eitelkeit. Die den Romanen entlehnte feine Rittersitte verbot den Rausch; wie der Ritter eine Ehre darein setzte, bei seinen Festen zu „tanzen, lachen und singen äne Dörperheit,“ ohne bäuerisches Wesen, so mied er auch wüste Gelage, und trank den Wein mit Wasser gemischt. Zuverlässige Nachrichten lassen erkennen, daß dieses Beispiel auf das gemeine Volk nicht ohne Einfluß blieb. Mit dem Verfall des Rittertums nahm die Trunksucht überhand. Im sechzehnten Jahrhundert trägt der Sunter Hans von Schweinichen in sein Reisetagebuch jeden Morgen den Rausch vom vorigen Abend ein, und ausländische Diplomaten, die im siebzehnten Jahrhundert an den kursächsischen Hof gesendet wurden, mußten sich vorher mit dem Humper trainiren, wenn sie nicht jeden Tag unter den Tisch getrunken werden wollten, ehe sie ihren Auftrag zur Sprache brachten. So schlimm ist es nun heute glücklicherweise nicht mehr; doch dürfte die Verminderung der Rausche in den höhern Ständen nicht durchweg der allgemeinen Mäßigkeit, sondern teilweise einer größern Fassungskraft zu danken sein. Auch bei den Engländern, Schotten, Skandinaviern und Russen hat die Trunksucht in den höhern Ständen seit zweihundert Jahren merklich abgenommen, ist dagegen bei den niedern Klassen gerade im laufenden Jahrhundert gewaltig gestiegen. Vielleicht auch bei uns, jedenfalls aber nicht in dem Grade wie dort. In Italien scheint die Sache umgekehrt verlaufen zu sein. Nach den Novellisten des vierzehnten Jahrhunderts zu schließen, war starkes Bechen damals nichts ungewöhnliches; wie mäßig die heutigen Italiener sind, ist allgemein bekannt. Verständige Überlegung scheint also doch nicht unbeteiligt zu sein bei einer Tugend, die wir Nordländer gern zu eigner Beruhigung für eine unvermeidliche Wirkung des Klimas halten.

Weit unzweifelhafter und erfreulicher erscheint auf den ersten Blick der Fortschritt, den das Mitgefühl mit den Leiden anderer gemacht hat. Welch ein Abstand zwischen dem Kannibalen und dem Tierschutzvereinsmitglied, zwischen

der Behandlung der Kriegsgefangnen bei den alten Ägyptern und bei uns, zwischen Sklavenjagden und internationalem Arbeiterschutz, zwischen Molochsopfern und Kleinkinderbewahranstalten! Bei genauerm Hinschauen aber bemerken wir, daß die im ersten Gliede angeführten Greuel doch auch heute noch nicht ausgetilgt sind, daß sie nicht allein bei halbzivilisirten und Naturvölkern, sondern mit Ausnahme der Menschenfresserei und der grausamen Hingschlachtung von Kriegsgefangenen auch bei uns noch vorkommen, teils als Folgen der Armut, teils als Verbrechen, die aus bestialischem Gelüste oder aus Grausamkeit begangen werden. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß schon die alten Athener einen Mann zum Tode verurteilt haben, der einen Widder lebendig geschunden hatte. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, daß bei genauer Abrechnung das neunzehnte Jahrhundert besser bestehen würde als alle frühern. Unser deutsches Volk hat für sich allein mit diesem Fortschritt nur ungefähr wieder die Stufe erreicht, auf der es vor Einführung des Christentums gestanden hatte. Denn es ist von Natur nicht grausam. Sa wenn wir heute seine ursprüngliche Rechtspflege wieder einführen wollten, so würden unsre Konservativen das als einen abscheulichen Humanitätsschwindel bezeichnen. Ausgenommen für wenige Arten von selten vorkommenden Verbrechen, die ehrlos machten und den Tod nach sich zogen, kannte man weder Leibes- und Lebens- noch Freiheitsstrafen; alle Vergehungen einschließlich des Totschlages wurden mit Bergeld gefühnt. Von weichlicher Empfindsamkeit waren unsre Vorfahren trotzdem nicht angekränkt. Sie opferten bei feierlichen Anlässen Sklaven und Kriegsgefangene — aber ohne sie zu martern —, sie liebten die Jagd und den Krieg, und daß es bei ihren Trinkgelagen oft wüst genug hergegangen sein muß, sieht man aus den für abgehauene Glieder und ausgestochene Augen angelegten Bergeldern. Freilich stammen diese Gesetzbücher aus der Zeit der Völkerwanderung, die verwildernd gewirkt haben muß. Bekannt sind ja namentlich die Unthaten im Hause der Merowinger, bei denen aber zu beachten ist, daß die Franken sehr früh durch Vermischung mit den Galloromanen ihren deutschen Charakter verloren. Im eigentlichen Deutschland haben die Geschichtschreiber bis ins dreizehnte Jahrhundert so manche That wilder Leidenschaft und hie und da eine Massenniedermezelung von Feinden zu berichten, aber Grausamkeiten wie die am byzantinischen Hofe üblichen kamen kaum vor. Die Wollust der Grausamkeit wurde in den Deutschen erst erweckt durch die Einführung des römischen Rechts und der kirchlichen Inquisition. Die einfache Todesstrafe auch für geringe Vergehungen, die qualifizierte Todesstrafe, namentlich das Lebendigverbrennen, die Tortur gewöhnten das Volk an den Anblick gemarterter Mitmenschen und zogen ein Geschlecht von Richtern und Henkern groß, neben dem Nero als Stümper erscheint. Seinen Höhepunkt erreichte dieser abscheuliche Wahnsinn im siebzehnten Jahrhundert. Um 1700 läßt er nach und schlägt dann plötzlich in Sentimentalität um. Noch lebten

Menschen genug, die thränenlosen Auges und mit rohem Lachen das Spiel zuckender Glieder im Feuer und auf der Folterbank betrachtet hatten — den letzten Hexenbrand sah Deutschland im Geburtsjahre Goethes — noch wurde die qualifizierte Todesstrafe hie und da angewendet, da weinte plötzlich ganz Deutschland unendliche Thränen über die ungestillte Liebessehnsucht eines Jünglings. Und heutzutage wird eine Bauersfrau, deren Hühner zu unbequem eng im Marktkorbe sitzen, eine Hausfrau, die ihre Gans an den Beinen nach Hause trägt, von der Polizei abgefaßt; nicht zu gedenken der Lehrer, die auf die Anklagebank müssen, weil ihr Stoß eine bläuliche Spur auf dem Rücken eines ungezogenen Jungen zurückgelassen hat. Im übrigen Europa ist die Sache ähnlich verlaufen.

Diese Wandlungen des Mitgefühls sind höchst merkwürdig und lehrreich. Wir sagen absichtlich nicht: diese Entwicklung des Mitgefühls, denn das erste, was wir hier lernen, ist eben, daß das Mitgefühl sich gar nicht entwickelt hat, sondern von Anfang an dagewesen ist. Wirkliche Grausamkeit: Fühllosigkeit beim Anblick der Leiden anderer und Lust daran, die man sich durch Peinigungen zu verschaffen sucht, trifft man weit öfter bei verhältnismäßig hoch entwickelten Völkern als bei den Naturvölkern. Die Unterthanen des grausamen Königs von Dahome gehören zu den zivilisirtesten Negerstämmen. Bei den Naturvölkern finden sich neben dem durch Mangel an eßbaren Tieren verursachten Kannibalismus und gelegentlich an Feinden verübten Grausamkeiten die Affenliebe zu den Kindern und viel Gutmütigkeit gegen Freunde und harmlose Besucher. Mitgefühl und Wohlwollen sind also angeborene Eigenschaften, die zwar nicht sofort mit dem Selbstbewußtsein hervortreten — denn auch unsre Kinder verüben, wenn man sie nicht abhält, unbewußte Grausamkeiten —, aber doch, sobald ihnen klar wird, daß die andern bei denselben Anlässen Lust und Schmerz empfinden wie sie. Was der Fortschritt der Zivilisation leistet, ist folgendes. Durch Überlegung und Erfahrung wird die Ausübung der Liebe verständiger; die unklare Empfindung wird zur Idee, zu einem Vorbilde des Handelns ausgebildet und erhoben; die Bethätigung der Liebe wird in dem Grade mannichfaltiger — freilich auch schwieriger —, als die Beziehungen der Menschen zu einander sich vervielfältigen und verwickeln. Damit ist zugleich eine Verfeinerung verbunden. An die Stelle des größten Stückes Fleisch, mit dem der Naturmensch seinen Gast erfreut, tritt beim zivilisirten die zarte Aufmerksamkeit auf alle seine Wünsche und Bedürfnisse, und während der biedere Wilde sich nur eben in Acht nimmt, bei Scherz und Spiel seinem Freunde den Schädel nicht einzuschlagen, meiden wir schon im Gespräch alles, was ihn verletzen könnte. Aber dieser Fortschritt der Verfeinerung darf nicht ins Unendliche gehen, sondern er hat seine vernünftigen Grenzen. Denken wir uns die Empfindsamkeit zarter Seelen allgemein geworden, denken wir uns ein Volk, unter dessen Männern keiner wäre, der nicht beim Anblick eines weinenden

Kindes selbst mit zu weinen anfangen und der kein Blutströpflein sehen könnte, ohne ohnmächtig zu werden, ein Volk, bei dem niemand mehr das Herz hätte, Fleischer, Chirurg, Zahnarzt und — Unteroffizier zu werden, wäre das ein Idealvolk? Nein, es wäre eine lächerliche und verächtliche Gesellschaft von Schwächlingen. Also das Wohlwollen ist eine angeborene Empfindung, die sich beim Fortschritt der Zivilisation einerseits oft in ihr Gegenteil verliert, namentlich unter dem Einflusse des Fanatismus und einer verschrobenen juristischen Sophistik, andererseits sich klärt, veredelt, verfeinert, auf diesem Wege aber schließlich in unmännliche Empfinderei und Schwäche ausartet. Der wirkliche Fortschritt besteht also nur in einer reichern Entfaltung des ursprünglichen Inhalts und ist nicht so zu verstehen, daß die Menschheit von ursprünglicher Grausamkeit zum Mitgefühl und von da zu immer feinerer Empfindsamkeit aufstiege; vielmehr liegen Ursprung wie Ideal in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen, und die historische Erscheinung des Mitgefühls schwingt zwischen ihnen hin und her. Wir dürfen von vornherein vermuten, daß es sich mit den übrigen sittlichen Empfindungen ähnlich verhalte, und wer sich die Mühe giebt, nachzuforschen, wird die Vermutung bestätigt finden.

Demnach ist der Fortschritt der Sittlichkeit nicht als Veränderung, sondern nur als Entfaltung einer ursprünglich gegebenen Empfindung zu denken. Fragt man dann weiter, ob die Summe der vorhandenen Sittlichkeit wachse, so ist zu unterscheiden zwischen der Sittlichkeit an sich und ihrem Verhältnis zur Unsittlichkeit. Die Sittlichkeit an sich wächst, sofern sie einen immer reichern Inhalt gewinnt, dagegen scheint die Kraft der Selbstüberwindung (der freiwilligen, nicht polizeilich erzwungenen Selbstüberwindung) und Selbstaufopferung abzunehmen. Die heroischen Tugenden weichen den bürgerlichen, wie Hartpole Lecky es ausdrückt. Man muß heute nach Afrika gehen, um den Heroismus der That zu beweisen; ungesuchte Leiden, deren Ertragung Heldenkraft erfordert, legen die heimischen Verhältnisse oft genug auf. Das Massenverhältnis zwischen Sittlichkeit und Unsittlichkeit zu bestimmen, haben wir kein Mittel. Die Kriminalstatistik ist keins, wie der große Moralstatistiker Alexander von Dettingen offen bekennt, und was die Moralstatistik außer ihr an Material findet, ist äußerst dürftig; eine Statistik der edeln Empfindungen, der Selbstüberwindungen, der täglichen Pflichterfüllungen ist nicht möglich. Die Kriminalstatistik sagt uns vom vorhandenen Guten gar nichts und vom Bösen sehr wenig. Es giebt nichtswürdige und ruchlose Menschen, die nicht ein einziges mal im Leben mit den Gesetzen in Konflikt geraten, und es giebt rechtschaffene, edle und hochherzige Menschen, die nach langer, verdienstvoller Lebensarbeit in einem Augenblick der Übereilung oder der Leidenschaft ein Verbrechen begehen. Die Führer einer Revolution kommen, je nachdem diese gelingt oder nicht, in die Verbrecherliste oder in das Pantheon der Nationalhelden. Manches korrekte Philisterleben ist sittlich wertlos. Zudem hängt es von vielen ver-

schiednen und sehr wechselnden Umständen ab, ob eine böse That zur Kenntniss des Richters kommt oder nicht: vom Gesetzbuch, von der Handhabung der Gesetze und davon, ob sie entdeckt wird. Endlich schwinden und kommen ganze Klassen von Verbrechen mit den sie hervorrufenden Ursachen. Kleine Diebstähle aus Not werden nur dort begangen, wo Not herrscht; in einem gutgeordneten Staate ist das Stehlen überhaupt ein so erbärmliches Geschäft, daß es ein entsetzlich armer oder ein entsetzlich dummer Tropf sein muß, der sich darauf verlegt, zumal da es ja unzählige höchst anständige und lohnende Arten des unrechtmäßigen Gelderwerbes giebt. Ein Teil der Spitzbuben gehört allerdings zu der Klasse jener gewerbsmäßigen Verbrecher, denen das Verbrechen zur andern Natur geworden ist. Eben diese aber sind ein Erzeugnis der höhern Zivilisation und ihrer verwickelten Gesellschaftszustände; in einfachen Lebensverhältnissen kommen sie nicht vor. Die Verfeinerung des sittlichen Empfindens und Waltens endlich vermag auch nichts beizutragen zu einer günstigen Bilanz, weil ihr die schon angedeutete Verfeinerung des Verbrechens das Gleichgewicht hält. Die Reisenden erzählen uns von manchem ehrwürdigen Khan mit weißem Bart und sanftmütigen Augen, der Allah fürchtet und den Fremdling gastfrei bewirbt, der aber sein Vermögen als Räuberhauptmann erworben und manchem andern Fremdling den Hals abgeschnitten hat. Solche ehrwürdige Halsabschneider zu sehen braucht man nicht bis nach Turkestan zu reisen, wir finden ihrer in unsrer Mitte; freilich ist bei diesen das Halsabschneiden nur bildlich zu verstehen. Sie haben die Moral der Turkmenen, plus schöne Redensarten von Humanität minus persönliche Tapferkeit.



## Eduard von Bauernfeld



seit Jahren schon wütet ein Sturm im Dichterwalde des deutschen Österreichs, und schon hat er eine stattliche Reihe hochstrebender Stämme geknickt. Bald nach Lenau, Halm und Grillparzer wurden Anastasius Grün und Mosenthal abgerufen, und während wir noch an den frischen Gräbern Meißners und Hamerlings trauern, schreitet Wien abermals zwei Särgen nach, in denen der Stolz der österreichischen Bühne ruht: Anzengruber und Bauernfeld.

Freilich ist unser Schmerz, wenn wir Bauernfelds Hingang betrauern, so zu sagen mehr ein ästhetischer. Dem Leben und Sterben eines Mannes,